

Peter Prange

Anstelle eines Erfolgsratgebers

Sieben Wege zum Misserfolg – und eine Ausnahme von der Regel

Ratgeber



Für Coco

»Kunst ist, wenn mans nicht kann, denn wenn mans kann, ists keine Kunst.«

Johann Nestroy

Versuch und Irrtum – und noch ein Versuch

Anstelle eines Vorworts

In der Regel sind die Autoren von Ratgebern unendlich viel klüger als ihre Leser. Nicht so bei diesem Buch. Sein Autor gibt hier und heute in aller Öffentlichkeit zu: Dümmer als er hätte sich kaum jemand anstellen können.

Zum Beweis ein paar Worte zur Vorgeschichte. Dieses Buch ist im Jahr 2000 schon einmal erschienen, und zwar unter dem Titel *Sieben Wege zum Misserfolg – und eine Ausnahme von der Regel*. Um es gleich vorweg zu sagen: Damit hatte ich mich mit traumwandlerischer Sicherheit für einen der besagten sieben Wege entschieden.

Was hatte ich für wunderbare Erwartungen bei der Lancierung dieses kleinen Ratgebers! Das wird ein Hit, Bestsellerautoren wie Dale Carnegie & Co. werden sich die Augen reiben! Besonders stolz war ich auf den Titel – obwohl mein Verleger da so seine Zweifel hatte. Doch ich ließ mich nicht beirren. Wie wunderbar, hielt ich seinen kleinmütigen Einwänden entgegen, würde mein Titel sich von all den ebenso reißerischen wie unhaltbaren Parolen der Konkurrenten unterscheiden, die mit dem Versprechen »Tue A, B und C, und du wirst reich, berühmt und glücklich« für sich warben. Die Leser würden glücklich sein und meine Originalität mit millionenfachen Käufen belohnen.

Und dann war der große Tag da – das Buch erschien. Ich hatte eigentlich gedacht, dass an diesem Morgen in Deutschland die Glocken läuten, die Rathäuser ihre Flaggen hissen würden. Doch nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil. Der Verkauf blieb deutlich hinter den Erwartungen zurück. Kaum ein Mensch schien sich für mein Buch zu interessieren. Gerade mal zehntausend Exemplare wurden verkauft, in drei verschiedenen Ausgaben.

Heute kann ich durchaus verstehen, was damals geschah – beziehungsweise nicht geschah. Es war genau das passiert, was mein Verleger befürchtet hatte. Mein grandioser Titel hatte sich als sicheres Bollwerk gegen mögliche Leser erwiesen. Kein Wunder: Wer will sich schon darin belehren lassen, wie er zum Misserfolg gelangt? Und dafür auch noch Geld bezahlen? Nein danke!

Umso erstaunlicher allerdings waren die Reaktionen der Menschen, die trotzdem zu dem Buch gegriffen hatten. Selten habe ich von einem so kleinen Publikum eine so große Resonanz erfahren. Diese Leser haben sich offenbar auf den Untertitel der damaligen Ausgabe konzentriert und wollten mehr wissen über die »eine Ausnahme von der Regel«. In diesem Untertitel hatte ich unter Aufbietung meiner ganzen Tarn- und Täuschungskunst das eigentliche Versprechen des Buches versteckt. Wie man nämlich gegen alle äußeren und inneren Widerstände möglicherweise doch zu der Art von Erfolg gelangt, um die es mir beim Schreiben des Buches

ging: ins Reine mit sich selbst zu gelangen, um die Dinge im Leben zu tun, auf die es einem selber wirklich und entscheidend ankommt.

Bei denen, die das Rätsel des Titels lösten und das Buch lasen, hat es eine erstaunliche Wirkung gezeigt. Drei von vielen Beispielen: Da hat ein Mann mir ganz aufgeregt berichtet, dass die Lektüre meines Ratgebers zur Scheidung seiner Ehe geführt habe – »Aber dafür wollte ich mich doch nur bedanken!« erwiderte er auf meine bestürzte Reaktion. Eine junge Frau, die an sich selbst verzagt war, konnte angesichts der Dämlichkeiten, die der Autor aus seinem eigenen Leben berichtet (und davon gab und gibt es in dem Buch jede Menge) endlich wieder einmal lachen. Und eine Psychologin (ausgerechnet!) schrieb mir sogar, dass mein Ratgeber ihr den Mut und letzten Anstoß gegeben habe, eine eigene Praxis zu eröffnen.

Am größten aber war vielleicht die Wirkung, die dieses Buch in meinem eigenen Leben ausgelöst hat. Schon beim Schreiben wurde mir, obwohl ich mich nach Kräften dagegen sträubte, eines zunehmend klar: Ich predigte Wein – und trank selber Wasser. Soll heißen: Ich forderte meine Leser auf, ihre Träume zu wagen, weil das Leben einfach zu kurz und zu schade sei, um es immer nur mit sauren Pflichten zu verbringen, doch ich selber hatte nicht die Courage, nach meinen eigenen Maximen zu leben.

Dabei hatte ich ja einen Traum, der schon lange in mir schwelte. Ich wollte einen Roman schreiben, der die Geschichte des geteilten und wiedervereinigten Deutschlands am Beispiel einer Familie erzählte. Seit dem Mauerfall hatte ich diese Idee, immer wieder meldete sie sich bei mir zu Wort und wollte geschrieben sein, doch ich versuchte, sie zu ignorieren und zu verdrängen. Wahrscheinlich, weil ich damals als Unternehmensberater viel zu viel Geld auf viel zu einfache (und darum letztlich unbefriedigende) Weise verdiente. Doch als ich mit meinem Ratgeber fertig war, konnte ich mich meiner eigenen Weisheit nicht länger verschließen: Ich nahm eine Auszeit, mit allen Risiken, von meinem Geldberuf und schrieb den Roman.

Und siehe da: Der Roman *Das Bernstein-Amulett* kam nicht nur früher als die *Sieben Wege zum Misserfolg* heraus – er war auch das weitaus erfolgreichere Buch. Inzwischen ist er in einem Dutzend Ausgaben erschienen, mit einer internationalen Auflage von über einer Million Exemplaren, und wurde sogar für die ARD als Zweiteiler verfilmt. Mit dem Ergebnis, dass ich meinen alten Beruf an den Nagel hängen konnte, um mich fortan ganz der Schriftstellerei zu widmen, dem Beruf also, von dem ich seit meiner Kindheit schon träumte.

Wie auch immer man die Resultate im Einzelnen bewerten mag, eines zeigen die Beispiele immerhin: Die *Sieben Wege zum Misserfolg* haben am Ende doch noch Wirkung gezeigt – und offensichtlich hatte nicht nur ich davon profitiert. Aber wenn selbst mir, dem hoffnungslosesten aller Fälle, es mit dieser Therapie gelang, meine sehnlichsten Träume zu verwirklichen, warum dann nicht auch anderen – zum Beispiel Ihnen, lieber Leser? Als mein neunmalkluger Verleger

vorschlag, dem Buch eine zweite Chance zu geben und es unter anderem Titel neu herauszubringen, habe ich daher gerne zugestimmt. In der Hoffnung, dass es den neuen Leserinnen und Lesern vielleicht ähnlich auf die Sprünge hilft wie mir selbst vor Jahren als Autor.

Bei der Lektüre wünsche ich Ihnen viel Spaß. Und vor allem viel Erfolg beim Selber-Leben!

Tübingen, im Mai 2012

Peter Prange

Kapitel 1

Wo, bitte, gehts zum Erfolg?

Irgendetwas kann da nicht stimmen. Eigentlich müsste die Welt von erfolgreichen Menschen nur so wimmeln. Denn seit es Erfolg gibt, gibt es auch Ratgeber, wie man zum Erfolg gelangt. Hundertprozentig, todsicher.

Doch schon der Griff an die eigene Nase beweist, dass die Sache nicht so ohne weiteres klappt. Trotz aller Vorbilder und Patentrezepte ist Erfolg eher die Ausnahme als die Regel. Wo also liegt der Haken?

Franklin, das Vorbild

Als ich fünfzehn Jahre alt war, schien alles noch ganz einfach. Ich wollte bloß ein erfolgreicher Mensch werden. Mehr Wünsche hatte ich nicht. Die Frage war nur, wie. Zum Glück hatte ich einen sehr engagierten Englischlehrer, den ich um Rat fragen konnte. Der drückte mir ein altes Buch in die Hand: die *Lebenserinnerungen* Benjamin Franklins, von 1791. Mit glühenden Wangen las ich die Geschichte dieses erstaunlichen Mannes. Wie er vom Sohn eines armen Seifensieders zum Erfinder, Unternehmer und Staatsmann aufstieg. Wie er den Blitzableiter erfand, Zeitschriften und Verlage gründete, Bücher zu den verschiedensten Themen verfasste, die erste moderne Leihbücherei einrichtete und am Ende seines Lebens sogar an der Gründung der Vereinigten Staaten mitwirkte: der erste amerikanische Selfmademan, der Prototyp des Erfolgsmenschen schlechthin, dessen Konterfei noch heute auf jeder Hundertdollarnote prangt!

Das Buch war eine Schatzgrube. Denn Franklin beschrieb darin nicht nur seine einmalige Karriere, sondern verriet auch die Erfolgsformel, der er seinen Aufstieg verdankte: »Early to bed and early arise, makes a man healthy, wealthy and wise!« (Früh zu Bett und früh ans Werk, so erwirbst du Gesundheit, Weisheit und Geld.) Jeden Morgen stand er um Punkt fünf Uhr auf, wusch sich und frühstückte, plante den Ablauf des kommenden Tages, las und studierte bis acht, arbeitete sodann bis zwölf, aß zu Mittag und prüfte die Bücher, arbeitete wiederum von zwei bis um sechs, aß dann zu Abend, musizierte anschließend oder zerstreute sich im Gespräch, um den Tag stets mit der Frage zu beschließen, welche positive Tat er seit dem Aufstehen vollbracht hatte, bevor er um zehn – erschöpft, aber glücklich – in die Kissen sank.

Auf diese Weise verbrachte Franklin sein Leben – tagaus, tagein. Um sich selbst systematisch zu kontrollieren, legte er eine Tafel an, in der er waagrecht die Wochentage und senkrecht all jene Tugenden verzeichnete, die seiner Auffassung nach jeden Menschen zum Erfolg führen müssen: dreizehn an der Zahl.

	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa
Entschlossenheit							
Fleiß							
Pünktlichkeit							
Ordnung							
Schweigen							
Genügsamkeit							
Keuschheit							
Wahrhaftigkeit							
Reinlichkeit							
Gemütsruhe							
Mäßigung							
Gerechtigkeit							
Demut							

Fasziniert betrachtete ich die Seite, wohl über eine Stunde lang. Was ich mit eigenen Augen sah, war die Gesetzestafel des Erfolgs. Diese Tugenden hatten Franklin reich und berühmt gemacht. Warum nicht auch mich?

Leben nach Plan

Über Nacht verwandelte ich mich in einen anderen Menschen. Ich malte Franklins Tugendtafel ab, um künftig über mein Leben Buch zu führen, fest entschlossen, jeden Verstoß gegen eine der vorgezeichneten Tugenden mit einem dicken schwarzen Fleck unter dem entsprechenden Tag zu ahnden. Doch Wunder über Wunder: Meine Tafel blieb makellos rein. Mit dem ersten Klingelzeichen betrat ich morgens die Schule, ich war ein Muster an Ordnung, reinigte fünfmal am Tag meine Fingernägel, sprach nur, wenn ich gefragt wurde, und dann ausschließlich die reine Wahrheit, entwickelte einen fanatischen Gerechtigkeitssinn und war ansonsten die Demut in Person. Selbst in puncto Keuschheit hatte ich mir nichts vorzuwerfen, ganz in Franklins Sinn: »Übe geschlechtlichen Umgang selten, nur um der Gesundheit oder Nachkommenschaft willen und niemals bis zur Stumpfheit oder Schwäche.« Geschlagene sechs Monate hielt ich durch. Das Resultat war vernichtend. Von dem erhofften Erfolg keine Spur! Meine Mitschüler rückten zusehends von mir ab, der Trainer der Fußballmannschaft vergaß mich plötzlich bei der Mannschaftsaufstellung und in der Tanzschule bekam ich eine Partnerin verpasst, die ein Meter neunzig groß war – ich war damals ein Meter fünfundsiebzehn.

Am Abend des Abschlussballs erklärte ich mein Franklin-Projekt für gescheitert.

Irrungen und Wirrungen

Neuen Mut fasste ich, als mein Deutschlehrer, ein langhaariger Referendar und Intimfeind meines Englischlehrers, voller Begeisterung von einem Essay des berühmten Arztes und Dichters Gottfried Benn erzählte. *Genie und Wahnsinn* war der viel versprechende Titel dieses alternativen Leitfadens. Noch am selben Tag besorgte ich ihn mir in der Schülerbücherei. Mir gingen die Augen über. Folgendes hatte Benn über das Wesen des Erfolgs herausgefunden: »Das Produktive, wo immer man es berührt, eine Masse, durchsetzt von Stigmatisierungen, Rausch, Halbschlaf, Paroxysmen; ein Hin und Her von Triebvarianten, Anomalien, Fetischismen ...« Das also war die Wahrheit! Franklin war ein Irrtum, ein papierener Lesebuchheld. Die wirklichen Genies piffen auf seine Tugenden; stattdessen machten sie den Tag zur Nacht, fraßen, sofften und hurten. Das waren Vorbilder, denen nachzueifern lohnte! Ein weiterer radikaler Persönlichkeitswechsel erschien mir unausweichlich. Ich ließ mir die Haare bis auf die Schultern wachsen, stellte jede Form von Schularbeit ein, knutschte wildfremde Mädchen auf offener Straße ab und ernährte mich vorwiegend von Haschisch und Marihuana.

Die positiven Ergebnisse meiner Neuorientierung ließen nicht lange auf sich warten. Meine Mitschüler wählten mich zum Klassensprecher, Tante Lieselotte hörte auf, mich bei der Begrüßung zu küssen, und im benachbarten Mädchengymnasium hatte ich einen Ruf wie Donnerhall.

Doch es gab auch Schattenseiten: Beim Fußball reichte meine Kondition für maximal fünf Minuten, sodass der Trainer mich aus der Mannschaft warf; und am Ende des Schuljahres war ich nicht nur sitzengeblieben, sondern erhielt für meine genialen Bemühungen auch noch die Androhung eines Verweises.

Erste Erkenntnis

Ratlos stand ich da. Ob ich es so oder anders anfang, ob mit Franklin oder mit Benn: Das Ergebnis war in beiden Fällen deprimierend, mein Erfolg ferner denn je.

Ein Licht ging mir auf, als ich meine Mentoren während eines Klassenausflugs gemeinsam zur Rede stellte. Voller Empörung warf ich ihnen vor, dass sie mit ihren Ratschlägen mein Leben ruinierten. Mit noch größerer Empörung wiesen die zwei meine Vorwürfe zurück.

»Warst du etwa kein erfolgreicher Schüler, solange du dich an Franklins Tugenden gehalten hast?«, fragte mein Englischlehrer. »Ja, aber bei meinen Freunden war ich der letzte A...« Bevor ich ausreden konnte, fiel auch schon mein Deutschlehrer über mich her: »Und wem, glaubst du, hast du deinen Erfolg bei den Mädchen zu verdanken?«

»Na gut, aber dafür bin ich jetzt in der Schule unter aller S.«

»Ja, was willst du denn eigentlich?«, fragten mich plötzlich beide wie aus einem Munde.

Die Frage traf mich wie ein Eimer kaltes Wasser. Und während ich vergeblich nach Worten suchte, waren meine beiden Lehrer ein einziges Mal in ihrem Leben einer Meinung: »Du weißt ja gar nicht, was du willst!«

Damit trafen sie den Nagel auf den Kopf. Doch der Schock war ein heilsamer. Denn in diesem Augenblick begriff ich, warum ich bislang in die Irre gegangen war. Weil mir die einfachste und wichtigste Voraussetzung für jeden Erfolg fehlte: die klare Vorstellung, was Erfolg für mich persönlich bedeutete.

Mein Vater und Mr. Vanderbilt

Der Erfolg hat ein Janusgesicht. Einerseits ist er immer wieder derselbe, andererseits ist er immer wieder verschieden: Alle Menschen wollen Erfolg, doch für jeden Menschen bedeutet Erfolg etwas anderes. Weshalb Erfolg im wahrsten Sinn des Wortes Ansichtssache ist.

Das Schicksal zweier mehr oder weniger erfolgreicher Männer veranschaulicht diesen Sachverhalt. Der eine davon hieß Ernst Prange (kein Wunder, er wurde später mein Vater) und lag im Winter 1944 eine endlos lange Nacht unter Trommelfeuer in einem Schützengraben, irgendwo in Rumänien. Und während ihm die Granaten um die Ohren pfffen, schickte er ein Stoßgebet zum Himmel: »Lieber Gott, wenn ich je aus dieser Scheiße heil herauskomme, lass mich bitte ein verdammter Spießler werden.«

Der liebe Gott meinte es gut mit ihm. Zwar stellte er das Trommelfeuer erst am nächsten Morgen ein, doch ließ er meinen Vater am Leben. Und warf ihm auch keine größeren Steine in den Weg, als er sich nach dem Krieg daranmachte, seine Wunschvorstellung in die Tat umzusetzen: Mein Vater übernahm das elterliche Bettengeschäft, heiratete eine Frau, zeugte zwei Kinder – meine Schwester und mich – und ging in seiner Freizeit reiten. Und da er allen privaten und beruflichen Verlockungen nach mehr Abenteuer und Größe mannhaft widerstand, führte er ziemlich genau das Leben, nach dem er sich im Schützengraben gesehnt hatte.

Ganz anders die Geschichte des Reeders und Eisenbahnkönigs Cornelius Vanderbilt. So berühmt sein Name heute ist, so ehrgeizig waren vor hundertfünfzig Jahren seine Pläne. Fünfhundert Millionen Dollar, dies sein erklärtes Lebensziel, wollte er bis zu seinem Tod angehäuft haben. Doch als es ans Sterben ging, verzeichneten seine diversen Konten »nur« siebzig Millionen.

»Ich sage Ihnen im Ernst«, schrieb ihm darum der große Romancier Mark Twain, »dass ich wohl nicht vierundzwanzig Stunden mit dem entsetzlichen Gedanken leben könnte, dass mir vierhundertdreißig Millionen Dollar fehlen.« Wer also war unter dem Strich erfolgreicher – der berühmte Mr. Vanderbilt oder mein unbekannter Vater? Ich würde sagen: mein Vater. Er hat in seinem Leben geschafft, was er wollte; Mr. Vanderbilt nicht.

Das Geheimnis des Erfolgs

Wenn zwei das Gleiche suchen, ist es noch lange nicht dasselbe. Doch die Tatsache, dass alle Menschen dem Erfolg von Natur aus nachrennen, verleitet uns allzu oft zu der Annahme, dass wir alle die gleichen Ziele verfolgen. In Wirklichkeit aber legt jeder selbst die Messlatte auf, der eine bewusst, der andere unbewusst. Das weiß schon der platteste Volksmund: »Dem einen sin Uhl, dem andern sin Nachtigall!«

Erfolg kennt keine allgemein gültigen Regeln und schon gar keine Patentrezepte. Auch wenn Mr. Vanderbilt zu seiner Zeit der reichste Mann der Welt war: Da er sein Ziel verfehlt hat, blieb ihm der wirkliche Erfolg versagt. Denn Erfolg pfeift auf verbindliche Standardwerte und Normvorstellungen. Erfolg ist weder Geld noch Sex, weder Ruhm noch Macht – ja nicht einmal das dickste Auto in der Nachbarschaft. Alles das kann Erfolg natürlich sein, muss es aber nicht. Erfolg ist etwas viel Einfacheres und eben deshalb etwas viel Anspruchsvolleres: Erfolg ist, wenn ich erreiche, was *ich* mir vorgenommen habe. Weshalb sich das Geheimnis des Erfolgs in einem simplen Satz zusammenfassen lässt: Tausend Wege führen nach Rom, doch nur ein Weg führt zum Erfolg – der eigene!

»Hand aufs Herz!« – Übung 1

»Der Erfolg«, hat der Schweizer Autor Max Frisch einmal gesagt, »verändert den Menschen nicht. Er entlarvt ihn.« Warum das so ist? Ganz einfach: Erfolg habe ich dann, wenn ich erreiche, was ich mit Leib und Seele begehre. Darum Hand aufs Herz: Was bedeutet Erfolg für Sie? Ganz subjektiv, nach Ihrem persönlichen Empfinden? Bitte nehmen Sie ein Blatt Papier und notieren Sie darauf die zehn wichtigsten Begriffe, die Ihrer Meinung nach wirklichen Erfolg ausmachen.

Kapitel 2

Darf ich wollen, was ich will?

In einem Sketch von Karl Valentin besucht ein Ehepaar das Münchner Oktoberfest. Im Biergarten erzählt die Frau einem Tischnachbarn vom Hippodrom, voller Empörung über die leicht geschürzten Reiterinnen, die sie dort erblicken musste: »De Weibsbilder sitzen ja halbert nackert auf de Gäul droben, i bin ganz rot wordn, mein Mann hat auch nicht hinschaun mögn.« Worauf dieser präzisiert: »Mögen hätt' ich schon wollen, aber dürfen hab' ich mich nicht getraut.«

Der Kampf um das Schnitzel

Bei jedem Scherz ist etwas Ernst. Die ernste Frage hinter dem Valentin-Sketch lautet: Darf ich wollen, was ich will? An dieser Frage scheiden sich die Geister – und die Erfolgreichen von den Erfolglosen. Denn sie geht noch tiefer als die Frage nach der individuellen Vorstellung vom Erfolg, den äußeren Gütern, an denen ich meinen persönlichen Erfolg messe. Sie betrifft vielmehr meine innere Einstellung, mit der ich dem Erfolg begegne. Bin ich überhaupt zum Erfolg bereit? Glaube ich überhaupt, Anforderungen an mein Leben stellen zu dürfen? Solche und ähnliche Fragen auch nur zu äußern, geschweisedenn zu bejahen, ist in den Augen vieler Menschen eine schamlose Anmaßung. Zum Beispiel in den Augen meiner Verwandten. Denn in unserer Familie kommt es nicht darauf an, was man selbst will, sondern darauf, was der jeweils andere gerne möchte.

Ich erinnere mich noch genau: Wenn bei uns das Mittagessen verteilt wurde, entspann sich stets ein merkwürdiges Ritual. Wie beim Potlatsch der Maori, bei dem die Häuptlinge sich gegenseitig mit Geschenken so lange überschütten, bis einer (der Verlierer) nichts mehr zu verschenken hat, drängte bei uns einer dem andern eben jene Leckerbissen auf, die er selbst mit Heißhunger begehrte.

Im geschlossenen System der Familie funktionierte diese Geheimsprache wunderbar. Ohne dass die Regeln je erklärt wurden, verstand jeder am Tisch genau, was ein vermeintliches Angebot in Wirklichkeit bedeutete. Die Botschaft: »Nimm doch dieses herrliche Bratenstück, das lacht dich doch an!«, hieß im Klartext: »Lass ja die Finger davon oder ich bin stocksauer!«

Schwierigkeiten gab es allerdings, wenn eine fremde Person zu Gast war. Das bekam meine heutige Frau bei ihrem ersten Besuch an unserer Tafel zu spüren. Auf der Fleischplatte waren noch zwei Schnitzel, ein kleines und ein großes. Welches sie denn gerne hätte, fragte meine Schwester, um ihre potentielle Schwägerin auf die Probe zu stellen. Unbekümmert zeigte meine Zukünftige auf das große. Meine Schwester gab ihr das Schnitzel, doch mit deutlichen Anzeichen von Verärgerung. Meine Zukünftige spürte, dass sie irgendetwas falsch gemacht hatte – wenn sie nur gewusst hätte, was! »Welches Schnitzel«, fragte sie darum meine Schwester, »hättest *du* denn an meiner Stelle genommen?«

»Natürlich das kleine«, antwortete meine Schwester wahrheitsgemäß.

»Aber dann«, schloss meine Zukünftige voller Verwunderung, »hast du doch genau das bekommen, was du willst!«

Der klammheimliche Wunsch

Ich glaube nicht, dass meine Familie zivilisierter oder höflicher war als die Familie meiner Frau. Vielmehr glaube ich, dass wir in unserer Familie ein gehöriges Problem hatten: nämlich klipp

und klar zu sagen, was wir gerne hätten. Statt seinen Willen zu artikulieren, hoffte jeder von uns darauf, dass der jeweils andere ihn zu seinem Glück nötigte. Dieser klammheimliche Wunsch steuerte unser Verhalten, in großen und in kleinen Dingen – doch nicht unbedingt zu unserem Besten. Abgesehen davon, dass unsere Familienstrategie außerhalb des Familienkreises nur selten zum gewünschten Ergebnis führte – welche Bank zum Beispiel nötigt ihren Kunden von sich aus einen zinsfreien Kredit auf? –, sorgte sie auch familienintern oft genug für Konfusion und Chaos.

Wenn jeder stets für den anderen denkt, keiner aber für sich selbst, weiß schließlich niemand mehr, wo ihm der Kopf steht. Wenn dann auch noch – was bei uns natürlich andauernd geschah – ein kontroverses Thema seitens des Familienvorstands mit der Formel »Dann tut doch, was ihr wollt« beendet wurde, war die Ratlosigkeit perfekt. Weil eben dazu niemand von uns imstande war.

Fahrt ins Blaue

Erfolg ist, wenn man erreicht, was man will. Doch wie kann man etwas erreichen, wenn man sich nicht klarmacht, was man will? Kein vernünftiger Mensch würde sich, außer vielleicht am Sonntagnachmittag, ins Auto setzen und einfach drauflosfahren, ohne vorher zu klären, wohin die Reise geht. Weil jedermann weiß, dass er sich dann früher oder später hoffnungslos verfahren würde.

Im Leben aber tun wir oft nichts anderes. Wir fahren los, ohne ein Ziel, geben plötzlich wie verrückt Gas, weil wir denken, wir kommen nicht an, geraten in Sackgassen, die wir für Abkürzungen halten, und wundern uns dann, wenn wir am Ende irgendwo ohne Sprit liegen bleiben – meistens noch dazu an einem Ort, wohin wir niemals »freiwillig« gefahren wären, hätte man uns vorher nur gefragt.

Große Preisfrage: Warum stellen wir uns so dämlich an?

»Hand aufs Herz!« – Übung 2

»Kinder, die was wollen«, so eine Redensart, »kriegen was auf die Bollen!« Was meinen Sie? Dürfen Sie wollen, was Sie wollen?

Bitte notieren Sie auf einem Blatt Papier nebeneinander jeweils zehn Argumente dafür und dagegen. Linke Seite: Warum Sie nicht wollen dürfen, was Sie wollen. Rechte Seite: Warum Sie wollen dürfen, was Sie wollen. Vergleichen Sie anschließend Ihre Argumente und entscheiden Sie selbst: Dürfen Sie wollen, was Sie wollen? Wenn ja – herzlichen Glückwunsch! Wenn nein – stellen Sie sich bitte den nettesten und sympathischsten Menschen vor, den Sie kennen. Und

fragen Sie sich: Darf dieser nette und sympathische Mensch wollen, was er will? Wenn die Antwort für diesen Menschen »Ja« lautet, warum dann nicht auch für Sie?

Kapitel 3

Des Menschen Wille oder sein kompliziertes Himmelreich

In meiner Heimatstadt gab es einen Briefträger namens Rudi Lebsanft, der als großer Philosoph galt. Die unscheinbarsten Dinge am Wegesrand konnten ihn zu den tiefstinnigsten Betrachtungen herausfordern. Zum Beispiel ein Ameisenhaufen. »Die Viecher haben es gut«, sagte er einmal beim Anblick der wuselnden Insekten. »Sobald sie aus dem Ei geschlüpft sind, wissen sie, was sie zu tun haben.« Was daran so beneidenswert sei, fragte ich ihn. »Dass sie sich nie entscheiden müssen«, erwiderte er und holte einen Flachmann aus seiner Tasche. »Weil, Entscheiden ist das Schwierigste überhaupt. Wenn ein Mensch immer entscheiden muss, was er tun soll, immer und überall – ich glaube, er bringt sich um oder er wird zum Säufer.« Sprach es und nahm einen Schluck aus der Flasche.

Verfluchte Freiheit

Der Briefträger-Philosoph aus meinem Geburtsort stand mit seiner Ansicht nicht allein. Sein französischer Kollege Jean-Paul Sartre kam zu ganz ähnlichen Erkenntnissen – nur dass der sie nicht im Vorübergehen produzierte, sondern auf vielen tausend Seiten. »Der Mensch ist zur Freiheit verdammt.« Diese These hat Sartre unsterblich gemacht. Ob auch glücklich, sei dahingestellt.

Warum ist der Mensch zur Freiheit verdammt? Weil er – im Unterschied zu Ameisen – nicht durch Instinkte gebunden ist, die sein Handeln nach einem vorgegebenen Muster leiten. Er entwickelt sich nach keinem Schema F, sondern ist das, wozu er sich entscheidet. Denn was immer er tut – er kann und muss sich entscheiden. Alles ist seine Wahl, ob er will oder nicht. Selbst wenn er sich entscheidet, sich nicht zu entscheiden, ist diese Entscheidung doch seine Entscheidung. Diese Freiheit ist ja an sich etwas Herrliches – wenn es bloß nicht so schwer fiele, Gebrauch von ihr zu machen. Das war schon der Auslöser für den berühmtesten Seufzer der Weltliteratur: »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust ...«

Peter & Paul / I

Nennen wir die zwei Seelen, was meine Brust betrifft, der Einfachheit halber Peter und Paul. Kaum wache ich am Morgen auf, geraten die beiden aneinander. Manchmal glaube ich, sie streiten sogar, wenn ich schlafe. Denn sobald sich ein Wunsch in mir regt, melden sie sich zu Wort.

Peter flüstert mir zu: »Tus lieber nicht. Was bildest du dir ein? Du bist nicht auf der Welt, um glücklich zu sein. Denk an die Folgen! Tu nur, was die anderen von dir erwarten, dann bist du auf der sicheren Seite.«

Ganz anders Paul. »Na los«, flüstert er, »probiers mal aus. Warum nicht? Tu einfach, was du für richtig hältst! Bist du etwa kein erwachsener Mensch? Der Einzige, der dir Vorschriften machen kann, bist du selbst. Worauf wartest du? Das Leben ist zu kurz, um zu versauern.«

Wenn zwei sich streiten, leidet der Dritte. Und während Peter und Paul mich immer heftiger bestürmen, frage ich mich verzweifelt: Auf wen von beiden soll ich hören?

Das Oberammergau-Dilemma

Wer frei ist, hat die Qual der Wahl. Warum aber wird die Wahl zur Qual? Weil jede Entscheidung den Ausschluss von unzähligen Alternativen bedeutet: ein Ja zu einer Möglichkeit, ein Nein zu Abermillionen anderer Möglichkeiten. Wenn ich zum Beispiel in Oberammergau Urlaub mache, kann ich nicht gleichzeitig woanders Urlaub machen. Also will die Sache gut überlegt sein. Denn falls ich mich für Oberammergau entscheide, verzichte ich mit dieser Entscheidung automatisch auf Paris und auf London, auf Berlin und auf Tokio, auf Buxtehude und auf Pusemuckel.

Ist Oberammergau einen solchen Verzicht wirklich wert? Diese Frage macht mich natürlich verrückt. Vielleicht ist der Ort ja gar nicht so schön, wie mir die Verkäuferin im Reisebüro weismachen wollte, vielleicht öden die blöden Passionsspiele mich nur an. Vielleicht hat auch mein Vetter Klaus Recht, wenn er behauptet, Urlaub in Deutschland könne man sowieso vergessen. Außerdem wollte ich schon immer mal nach Wien, die Hofreitschule besichtigen. Und der Robinson Club auf Fuerteventura ist ja angeblich ein ganz heißer Tipp. Und irgendwann im Leben sollte man auch mal New York gesehen haben.

Die Konsequenz des Briefträgers

Das ist das Dilemma der Freiheit: Ich kann von ihr konkreten Gebrauch nur machen, indem ich sie einschränke, durch die Festlegung auf eine bestimmte Option. Und mit jeder Entscheidung, die ich treffe, riskiere ich, mich genau für das Falsche und gegen das Richtige zu entscheiden. Dabei macht mir nicht die Beschränktheit, sondern gerade die Vielfalt der Möglichkeiten das Leben schwer.

Davon kann Briefträger Lebsaft ein Lied singen. Um vom Alkohol loszukommen, suchte er einen Arzt auf. Der verschrieb ihm eine dreimonatige Kur auf dem Bauernhof. Dort sollte er Kartoffeln sortieren: die kleinen für die Schweine, die mittleren für die Saat, die großen für den Verkauf. Doch schon am Abend des ersten Tages griff er zur Flasche, mit seinen Nerven total am Ende. Der Grund für seinen Rückfall? – Natürlich die vielen Entscheidungen!

Das ist nun schon über zwanzig Jahre her. Seitdem ist Rudi Lebsanft fest entschlossen, sich umzubringen. Wenn er bloß wüsste, wie er sich das Leben nehmen soll: mit einer Pistole oder doch lieber mit einem Strick?

Das Orakel des Augustinus

Müssen kann jedes Kind, Wollen ist die Kunst: mich klipp und klar entscheiden, ob ich A will oder B. Denn das Vertrackte an der Sache ist: Im Zweifelsfall will ich beides, sowohl A als auch B – und meist auch noch ein X und Y dazu. Das ist der tiefere Grund, weshalb man sich in meiner Familie bei Tisch in einem fort die Speiseplatten zuschob. Natürlich hatte jeder von uns Appetit auf das saftigste Stück Fleisch. Gleichzeitig aber wollte jeder beweisen, dass er zunächst an den anderen und dann erst an sich selber dachte. Wenn zu diesen Dauerwünschen auch noch individuelle Extrawünsche hinzukamen – etwa der Wunsch meines Vaters, Diät zu halten, oder der Wunsch meiner Mutter, dass wir Kinder mehr Gemüse als Fleisch zu uns nehmen sollten –, wurde das Essen regelmäßig kalt, bevor es auf die Teller kam.

Der Versuch, uns jeden Mittag mit den Speiseplatten gegenseitig die Entscheidungen zuzuschieben, die wir selbst nicht treffen konnten, war der triviale Ausdruck unserer kollektiven Hilflosigkeit in Sachen Willensbildung. Seitdem weiß ich zu würdigen, welch schwieriges Orakel der heilige Augustinus den Menschen aufgab, als er auf die Frage, was man tun müsse, um das ewige Leben zu erlangen, lapidar zur Antwort gab: »Liebe Gott, und tu, was du willst!« Denn wie zum Teufel soll ich wissen, was ich will? Was für mich richtig ist und was falsch?

»Hand aufs Herz!« – Übung 3

Der mittelalterliche Philosoph Buridan hat einmal gefragt: »Was wird ein hungriger Esel tun, wenn man ihm links und rechts im gleichen Abstand zwei gleich große Bündel Heu vors Maul hält?« Buridans Antwort: »Er wird verhungern.«

Gibt es in Ihrem Leben Situationen, in denen Sie ähnlich »verhungern«? Weil Sie sich weder so noch so entscheiden können?

Bitte schreiben Sie auf, in welcher Frage Sie die Qual der Wahl zurzeit am meisten plagt. Weshalb fällt Ihnen die Entscheidung so schwer? Führen Sie alle Argumente auf, die Ihnen pro und kontra einfallen. Vergleichen Sie die Argumente und trennen Sie die Spreu vom Weizen: Welche Argumente haben Sie (bewusst oder unbewusst) von anderen Menschen übernommen? Welche Argumente sind wirklich Ihre eigenen? Urteilen Sie dann: Welche Argumente geben den Ausschlag? Und welche können Sie vernachlässigen? In welche Richtung tendiert also Ihre Entscheidung?

PS: Falls Sie sich mit einem Partner in einer gemeinsamen Situation nicht entscheiden können, können Sie sich zumindest über die Haltung Ihres Partners Aufschluss verschaffen. Nehmen Sie

dazu einfach die ausstehende Entscheidung vorweg und schauen Sie, wie Ihr Partner reagiert. Angenommen, Sie wollen sich gemeinsam ein gebrauchtes Auto kaufen, kommen aber zu keinem Entschluss: Erzählen Sie Ihrem Partner, der Händler habe angerufen und gesagt, das Auto sei verkauft. Fällt Ihrem Partner nun ein Stein vom Herzen oder bricht er in Tränen aus? Ob er so oder so reagiert: Jetzt kennen Sie seine Haltung und wissen immerhin, wie er sich entscheiden wollte.

Kapitel 4

Autopilot X: Die Wirklichkeit einer Fiktion

Während meiner Studienzeit hatte ich einen Freund. Der hieß nicht nur Hans, sondern lebte auch so: ein Hansdampf in allen Gassen.

Hans hatte ein Ego, mit dem man ohne weiteres die ganze UniMensa füllen konnte: Wo Hans war, war sonst erst mal gar nichts. Trotzdem legte er eine unglaubliche Sensibilität an den Tag, wenn es um die Interpretation lyrischer Texte oder die Filetierung frischer Bachforellen ging. Damit nicht genug, nervte er seine Kommilitonen auch noch mit der Tatsache, dass er schon im Grundstudium regelmäßig für Zeitungen schrieb – keine Reportagen über Fußball oder den Kleintierzüchterverein, sondern richtig schöne Kurzgeschichten. Kein Wunder, dass ihn kaum einer ausstehen konnte. Das heißt, bei Frauen hatte er geradezu sensationellen Erfolg. Obwohl er alles andere als ein Beau war, schleppte er fast jeden Abend ein anderes Mädchen ab. Vorausgesetzt, er verbrachte die Nacht nicht auf einem Hochsitz im Wald, um Wildschweine zu schießen. Oder hielt einen Volkshochschulkurs über manieristische Malerei in der Renaissance. Oder fuhr zum Wildwasser-Rafting nach Südfrankreich. Oder tauchte in die mystischen Lehren Meister Eckharts ein. Oder veranstaltete eine Führung für Pilzsammler. Oder tröstete mit Zartgefühl und Riesenbesäufnis eben jenen armen Teufel über die Untreue der Frauen hinweg, dessen Freundin er selbst am Vorabend verführt hatte.

Mit einem Wort: Hans war ein einziger Widerspruch in Fleisch und Blut. Mit seiner ganzen Energie – und von der hatte er mehr als genug – wollte er die unterschiedlichsten Dinge der Welt. Trotzdem behauptete er stets steif und fest, sehr wohl zu wissen, was er wolle; nur leider könne er nicht sagen, was das sei.

Hatte man je einen solchen Blödsinn gehört?

Woher nehmen, wenn nicht stehlen?

Als Hans' bester Freund führte ich damals ein ebenso langweiliges wie spannendes Leben. Langweilig, weil ich Hans sozusagen an meiner Stelle leben ließ, statt auf eigene Faust zu leben. Spannend, weil Hans mich Woche für Woche am Biertisch mit solchen Mengen an Erlebnissen

überschüttete, dass ich mehr als genug Stoff hatte, um meiner damaligen Lieblingsbeschäftigung nachzugehen: über das Leben »an sich« nachzudenken.

Eines allerdings wurmte mich in diesem Secondhand-Leben ganz gewaltig: dass ich selbst nichts hatte, was ich mir sehnlichst und von Herzen wünschte, etwas, wofür ich mit Haut und Haaren entbrannte, so wie mein Freund, der eigentlich permanent Feuer und Flamme war, in einer Art geistiger Dauer-Erektion. Ob Hans Perserteppiche verhökerte, Motorradrennen fuhr oder sich einen Computer kaufte: Was immer er tat, tat er so, als ginge es um sein Leben.

Ich dagegen wünschte mir nur, einmal irgendetwas wirklich zu wollen. Der Rest, so dachte ich (gar nicht mal so falsch), würde sich dann mehr oder weniger von allein ergeben. Doch woher nehmen, wenn nicht stehlen?

Es war wie mit der Frage nach dem lieben Gott und der letzten Ursache der Dinge: Wenn der Wille Motor und Antrieb des Handelns ist – woher kommt dann der Wille?

Die Max-und-Moritz-Botschaft

Die Antwort dämmerte mir erst, als unsere Freundschaft schon in den letzten Zügen lag. Es war nach einer durchzechten Nacht. Ich redete mit schwerer Zunge auf Hans ein, er solle, statt nach Pamplona zum Stierkampf zu fahren, endlich seinen neuen Roman anfangen. Nach dem Studium hatte er nämlich zur Verärgerung seiner ehemaligen Kommilitonen und Macho-Kritiker zwei ebenso einfühlsame wie erfolgreiche Jugendbücher geschrieben.

»Du hast so viel Talent«, hielt ich ihm vor. »Du gehörst an den Schreibtisch, nicht nach Spanien, wo idiotische Toreros irgendwelche Stiere abschlachten.«

»Ja, ja, ja«, rief Meister Böck«, verhöhnte Hans mich mit einem seiner geliebten Max-und-Moritz-Zitate, »Bosheit ist kein Lebenszweck!«

Das Wort durchfuhr mich wie ein elektrischer Schlag. Lebenszweck: ein lächerlicher, altmodischer Begriff, den kein normaler Mensch mehr verwendete. Und trotzdem hatte ich das Gefühl – nein, ich wusste! –, dass dieser Begriff genau das zum Inhalt hatte, wonach ich suchte, um aus Hans schlau zu werden. Aus Hans – und womöglich irgendwann sogar aus mir.

Lebenszweck

Selten in meinem Leben wurde mir eine solche Erleuchtung zuteil wie in diesem benebelten Augenblick. Denn damals kapierte ich: Wenn einer immer wieder etwas anderes will – vielleicht will er trotzdem immer wieder ein und dasselbe? Die Max-und-Moritz-Botschaft war klar: Alles, was Max und Moritz je taten, entsprang und diente einem einzigen Zweck – ihrer Bosheit. Aus Bosheit sägten sie Brücken an, aus Bosheit schlitzten sie Mehlsäcke auf, aus Bosheit stahlen sie die Hühner der Witwe Bolte, aus Bosheit praktizierten sie ihrem Onkel Maikäfer ins Bett, aus Bosheit jagten sie Lehrer Lempel in die Luft. Denn Bosheit war ihr Lebenszweck. Plötzlich war

mir Hans' Verhalten sonnenklar. Die vielen Tauben auf seinem Dach, die scheinbaren Widersprüche an der Oberfläche seiner Persönlichkeit: Alles war vollkommen logisch und widerspruchsfrei. Mein Freund spulte nur ein Programm ab, das sein Lebenszweck ihm vorgab, ein Urbedürfnis, auf das alle seine Ziele ausgerichtet waren und das seine scheinbar chaotischen Willensregungen nicht nur entschlüsselte, sondern in ein Wunder an Ordnung verwandelte.

Und dieses Urbedürfnis, dieser Lebenszweck war bei Hans Freiheit, war Unabhängigkeit, war Selbstständigkeit. Immer Herr der Lage, nie auf andere angewiesen sein: das war das Programm, dem mein Freund mit jedem Atemzug huldigte, der Kompass, nach dem er sich bei seinen scheinbar so willkürlichen Entscheidungen immer wieder richtete, das A und O, Alpha und Omega seines Lebens.

Der Ariadne-Faden

Es war, wie wenn man in einem verworrenen Fadenknäuel plötzlich das richtige Ende erwischt. Warum war Hans zum Schriftsteller geworden? Um dem Mief der kleinen Arbeitervorstadt, in der er aufgewachsen war, zu entfliehen. Warum wechselte er seine Freundinnen so oft wie andere Studenten ihre Studienfächer? Damit er sich in keine verlieben, damit keine ihn an sich binden konnte. Wozu die Fallschirmspringerei, das Wildwasserpaddeln, wozu Judo und Karate? Die Antwort war immer dieselbe: zum Beweis der eigenen Unabhängigkeit. Und warum schließlich seine spätere Idee, den Beruf des Schriftstellers trotz seiner Erfolge an den Nagel zu hängen, um ein kleines Software-Unternehmen zu gründen? Weil er als Unternehmer das Programm Freiheit viel konsequenter und konkreter realisieren konnte, als ihm dies in der abstrakten Welt der Literatur je möglich war. Ich hatte das »KgV« meines Freundes gefunden, das kleinste gemeinsame Vielfache, aus dem heraus sich sein Verhalten komplett erklärte. Die einfache Tiefengrammatik seiner schillernden Persönlichkeit.

Und ich wusste: Damit hatte ich zugleich die Antwort auf meine eigene, ganz persönliche Frage gefunden, die Frage nach der Quelle *meines* Willens. Der Lebenszweck ist die Quelle, aus der sich jeder Wille speist. Das war der Schlüssel.

Lichtenbergs Schaf

Es war eine Offenbarung. So ungefähr musste sich das kleine Hirtenmädchen Bernadette gefühlt haben, als ihm in der Höhle von Lourdes die heilige Muttergottes erschien. Bei nüchterner Betrachtung – sprich: nach einer gründlichen Dusche am nächsten Morgen, so gegen elf Uhr, an einem Tisch der Uni-Bibliothek – stellte sich allerdings heraus, dass meine Erleuchtung im Grunde ein ziemlich alter Hut war. Ob ich es nun Lebenszweck, Urbedürfnis oder KgV nannte: Die Idee, dass sich alle Handlungen eines Menschen auf einen grundlegenden gemeinsamen Nenner zurückführen ließen, war fast so alt wie die Philosophie selbst. Am eindrucksvollsten

hatte sie vor rund zweihundert Jahren der geistreiche Physiker und Krüppel Lichtenberg (»Wer ein Gebrechen hat, der hat auch eine Meinung!«) auf den Punkt gebracht: »In jedes Menschen Charakter sitzt etwas, das sich nicht brechen lässt – ›das Knochengebäude des Charakters‹; und dieses ändern wollen heißt immer, ein Schaf das Apportieren lehren.«

»Keiner kann aus seiner Haut«, »niemand springt über seinen Schatten«: Die Umgangssprache wimmelt nur so von Hinweisen auf das Prinzip, das ich am Beispiel meines Freundes mit so viel Mühe begriffen hatte. Und hätte ich in der Schule oder im Studium besser aufgepasst, ich wäre längst darüber gestolpert. Zum Beispiel bei Aristoteles; sein Begriff der Entelechie: »Das, was sein Ziel in sich selbst hat; die den Dingen innewohnende Kraft, die ihre Entwicklung und Vollendung bewirkt.« Oder bei Goethe – seine ewige Suche nach dem Urphänomen in allem und jedem: »Die Hartnäckigkeit des Individuums und dass der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist, ist mir ein Beweis, dass so etwas existiere. Ein Stück Ewigkeit, das den Körper belebend durchdringt.«

Zu meiner Schande muss ich gestehen: Alles das war mir bekannt, doch es kratzte mich – bis zu jener Nacht mit meinem Freund – nicht die Bohne. Sowohl mit der Entelechie als auch mit der Urpflanze hatte ich mich jeweils ein Semester herumgequält, nur um Aristoteles und Goethe gründlich hassen zu lernen. Weil ich mit all der grauen Theorie keine Frage verband, die etwas mit meinem Leben zu tun hatte. Obwohl sie doch entscheidend war für mein Leben.

Dämonen

Ein altes Konzept verliert nicht an Wert, nur weil es alt ist. Nehmen wir also an, dass Aristoteles und Goethe einmal *nicht* irrten. Und auch nicht die Theologen, die bekanntlich seit jeher mit einem sechsten Sinn für das irdische Leben ausgestattet sind. Religiöse Denker haben jahrhundertlang die Menschen und ihr Tun nach dem Konzept individueller Lebenszwecke gedeutet. Ihr großes Verdienst dabei ist, dass sie diese Sicht der Dinge in eine weitaus interessantere Metapher gekleidet haben als Aristoteles oder Goethe. Statt von Entelechie oder Urphänomen sprachen sie von Dämonen.

Wo immer Theologen – gleich welcher Konfession, ob in Hochkulturen oder bei Naturvölkern – menschliches Verhalten von »höherer Warte« aus interpretieren, taucht in tausenderlei Abwandlungen stets ein Gedanke auf: dass in jedem Menschen von Geburt an ein bestimmtes geistiges Wesen haust, ein Dämon oder Genius, der diesen Menschen »besitzt«. Der alles Tun und Handeln bestimmt, ob der Mensch das »will« oder nicht. Der dem Menschen nicht nur seine Lebensrichtung weist, sondern ihn auch mit der nötigen Energie versorgt, damit er seine Lebensrichtung verfolgen kann. Und dass das ganze Auf und Ab des Lebens nichts weiter sei als ein Widerspiel der Dämonen – der Willenskräfte und Motive, die uns Menschen leiten.

Wo bleibt denn da die Intelligenz?

Sicher, die Vorstellung von solchen kleinen Kobolden, die uns im Nacken sitzen und mit uns treiben, was *sie* wollen, ist nicht jedermanns Sache. Sie scheint uns nicht mehr zeitgemäß, entspricht nicht unserem modernen Selbstbild vom autonomen, aufgeklärten Menschen, der rational aus der Fülle seines Verstandes heraus denkt und handelt.

Dabei stellt sich allerdings die Frage, ob unser modernes Selbstverständnis stimmt. Diesem liegt nämlich eine entscheidende Annahme zugrunde: dass die Intelligenz ein Steuerungsorgan des Menschen sei. Schauen wir uns aber im wirklichen Leben um, erscheint diese Annahme ausgesprochen zweifelhaft. Welche Unmengen an Intelligenz bieten wir oft auf, um die unintelligentesten Dinge zu tun! Jeder Krieg, jedes Atomkraftwerk und (fast) jeder Ehekrach liefert dafür den Beweis. Und nicht zuletzt mein Freund Hans: Mit wie viel Scharfsinn organisiert er heute seine kleine Software-Firma, obwohl diese kaum mehr abwirft, als er für sie aufbringt. Wozu der ganze Quatsch? Damit er seinen Lebenszweck von Freiheit und Unabhängigkeit erfüllt!

Wäre die Intelligenz das zentrale Steuerungsorgan des Menschen, müssten die Mitglieder der Mensa-Vereinigung, die allesamt einen Intelligenzquotienten von mindestens 130 aufweisen, sich ausnahmslos zu Genies entwickeln. Tatsächlich aber sind die meisten von ihnen ganz normale Menschen, Rechtsanwälte, Lehrer oder Postbeamte – und manchmal ganz und gar verkrachte Existenzen.

Warum das so ist? Sehr einfach: weil die Intelligenz eben kein Steuerungs-, sondern nur ein Ausführungsorgan des Menschen ist. Die Steuerungsfunktion erfüllt nach wie vor in jedem von uns ein guter alter Dämon. Oder – moderner ausgedrückt – Autopilot X.

Weshalb bereits der gute alte Schopenhauer sagte: »Der Mensch kann zwar *tun*, was er will; aber er kann nicht *wollen*, was er will.«

Autopilot X oder der Zweck hinter den Zielen

Um Missverständnissen vorzubeugen: Autopilot X ist natürlich auch nur eine Annahme. Das hat er mit allen tauglichen Konstruktionen gemeinsam, mit denen wir zu erfassen suchen, was mit Händen nicht zu fassen ist. Zum Beispiel Seele, Charakter oder Persönlichkeit. Alle diese Begriffe sind Annahmen, wie es in und mit uns sein könnte – keine Erklärungen, wie es sich tatsächlich mit unsereinem verhält.

Man kann den Leichnam eines Menschen aufschneiden und jeden Quadratzentimeter seines Gewebes unter dem Mikroskop untersuchen: Man wird seinen Autopiloten darin ebenso wenig finden wie seine Seele oder seinen Meridian. Trotzdem ist der Autopilot darum nicht weniger wirklich. Wenn man nur »Wirklichkeit« im Sinne von »Wirksamkeit« versteht: kein Rauch ohne

Feuer, kein Akupunktur-Erfolg ohne Meridian – und kein individuelles Verhalten ohne Autopilot X.

Der Autopilot X ist das Ziel hinter den Zielen, das letzte »Warum-und-Wozu« des Handelns – Lebenszweck und Urbedürfnis. Dasjenige, was ich eigentlich in Oberammergau suche, wenn ich mich entscheide, meine Ferien dort zu verbringen. Nicht die herrliche Natur oder die Passionsfestspiele, sondern dasjenige, was sich hinter Natur und Festspielen verbirgt: vielleicht Schönheit, vielleicht Freude, vielleicht weiß der Kuckuck was. Der Autopilot ist das Betriebssystem eines jeden Menschen. Auf dieser Plattform bauen alle anderen Programme auf. Der Autopilot heißt X, weil er bei jedem Menschen für einen anderen Lebenszweck steht: im Fall meines Freundes Hans für Freiheit und Unabhängigkeit. Davon fühlt er sich angezogen wie das Pferd vom heimischen Stall. Und er wird in jeder Lebenslage – ob er es weiß oder nicht – immer wieder alles dafür tun, dieses Urbedürfnis zu befriedigen.

Metamorphosen

Der Autopilot zeigt sich in jeder noch so kleinen persönlichen Regung. Er ist der »Teufel, der mich reitet«, wenn ich mit meinen Ersparnissen, statt sie in Kommunalobligationen anzulegen, an der Börse spekuliere. Weil ich in allem, was ich tue, ein Spiel spielen möchte: Spielen ist mir wichtiger als jede Zinsgarantie! Ganz anders mein Schwager Robert. Ihm geht Sicherheit über alles; darum würde er niemals eine Aktie anrühren. Für meine Mutter schließlich ist Harmonie das höchste Gut auf dieser Welt. Weshalb es für sie alles andere als ein Opfer ist, auf das dicke Schnitzel am Mittagstisch zu verzichten: Es ist ihr natürliches Programm, ja, blanker Egoismus, es dem anderen zuzuschieben – buchstäblich um des lieben Friedens willen. Der Autopilot ist, wie er ist. Kein Mensch hat ihn sich erfunden, so wie kein Mensch sich selbst erschaffen hat. Der Autopilot ist einfach da. Er entsteht im Schlaf, vor der Geburt, in Mamas Erbgut oder in Papas Frühstücksei – wir wissen es nicht. Er gehört so selbstverständlich zu jedem Menschen wie seine Hautfarbe oder Körpergröße.

Worauf es ankommt, ist etwas anderes: Niemand sollte sich sein X für ein U vormachen. Wer auf Sicherheit programmiert ist, trotzdem aber meint, sein Lebensglück hänge am Bungee-Seil, kommt sich ebenso zwangsläufig in die Quere wie der Harmoniesüchtige, der die Politik zu seinem Beruf erwählt. Folge ich hingegen meinem persönlichen Autopiloten, ordnet sich das Chaos meiner Lebensmöglichkeiten wie ein Haufen Eisenspäne unter der Einwirkung eines Magneten. Egal in welcher Situation ich bin: Ich weiß, was ich zu tun habe; ich weiß, was ich will!

Und siehe da: Plötzlich finde ich mich so instinktsicher in meinem Leben zurecht wie die frisch aus ihren Eiern geschlüpften Ameisen, die einst den Neid des Briefträger-Philosophen Lebsantf auf sich zogen. Und ich entfalte eine Energie wie mein Freund »Hansdampf in allen Gassen«.

Methode Kant-Ranicki

Schön und gut. Doch was heißt das konkret? Ein berühmtes Beispiel dafür liefert Marcel Reich-Ranicki – Literaturkritiker qua Beruf, unfehlbar qua Berufung. Immer wieder wirft man ihm vor, er urteile ja bloß nach seinem subjektiven, persönlichen Geschmack. Und immer wieder kontert er diesen Einwand mit ein und demselben Argument: »Tut mir leid, aber ich habe keinen besseren!«

Würden doch alle Menschen nach dieser Methode verfahren – das Leben wäre um so vieles leichter. Jeder hat nun mal nur seinen eigenen Geschmack, seinen eigenen Verstand, seinen eigenen »Riecher« – möge er Gott auf den Knien dafür danken! Auf sie allein kann er sich wirklich verlassen. Alles andere ist Spekulation, und zwar aus einem einfachen anatomischen Grund: Ich kann nicht mit dem Gehirn meines Nachbarn denken, so wenig wie ich mit seinen Füßen laufen kann. Dieser natürlichen Gegebenheit zum Trotz haben wir immer wieder das fatale Bedürfnis, »objektiv« zu sein. Die Welt mit anderen als den eigenen Augen zu betrachten, Urteile nach fremden (also höchst ungewissen) statt nach eigenen (also relativ sicheren) Maßstäben und Kriterien zu fällen. Und damit nicht genug, wird dieses Bedürfnis, aus der eigenen Haut zu fahren und über den eigenen Schatten zu springen, umso dringlicher, je mehr die zu entscheidende Frage unser eigenes Leben betrifft: Je mehr uns eine Frage auf den Nägeln brennt, umso heftiger suchen wir Zuflucht bei fremden Meinungen, statt in uns selbst hineinzuhorchen. Ist es dann ein Wunder, wenn die Entscheidung in die Hose geht? »Sapere aude!« Das ist der Wahlspruch der Aufklärung, den Immanuel Kant 1784 ein für alle Mal formulierte. »Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!« Die besten Entscheidungen sind immer die ganz eigenen, die ganz persönlichen Entscheidungen. Jeder muss dabei seinen eigenen Weg finden – und den Mut aufbringen, diesen Weg auch zu gehen. Denn den meisten Menschen fehlt es ja nicht an dem nötigen Verstand, sondern nur an dem nötigen Mut, sich ihres Verstandes zu bedienen.

Die große Erleichterung

Das Schlimmste an jeder Entscheidung ist die Zeit vor der Entscheidung. Das weiß jeder, der schon mal vor einer Entscheidung stand – ob als Literaturkritiker oder im eigenen Leben. Ist die Entscheidung aber getroffen, tritt eine große Erleichterung ein. Unweigerlich, man kann gar nichts dagegen tun. Der Grund dafür ist das Verstummen des Zweifels: Hat man sich einmal entschieden, hat man sich *zweifellos* richtig entschieden – zumindest in diesem Augenblick, hier

und jetzt. Wäre es nicht die richtige Entscheidung, wäre sie anders und nicht so ausgefallen. Solange noch ein Zweifel bleibt, ist die Entscheidung noch keine wirkliche Entscheidung, sondern nur ein voreilig gesprochenes Ja oder Nein. Eine Entscheidung ist erst dann wirklich, wenn jeder Zweifel verstummt. Ist dies aber der Fall, folgt die große Erleichterung auf dem Fuße. Selbst wenn der Inhalt der Entscheidung eigentlich eine einzige Katastrophe ist.

Die Nachprüfung

Ich weiß, wovon ich rede. Einer der glücklichsten Tage in meinem Leben war – objektiv betrachtet – ein rabenschwarzer Unglückstag. Ich war in der Schule sitzengeblieben. Das heißt: noch nicht ganz. Es bestand die Möglichkeit, eine Nachprüfung zu absolvieren.

Ich hatte also die Wahl: Entweder die Sommerferien hindurch arbeiten, arbeiten, arbeiten – dafür aber durfte ich, bei bestandener Prüfung, in meiner alten Klasse bleiben und konnte so die Blamage vor Freunden, Bekannten und Verwandten umschiffen (vom Zorn meiner Eltern ganz zu schweigen); oder aber ich machte mich zum öffentlichen Gespött, bekam dafür aber die Chance auf einen Neuanfang.

Was sollte ich tun? Tagelang drehte ich mich im Kreis, wog die Vor- und Nachteile ab. Die Argumente waren nicht das Problem, nur die Entscheidung selbst. Ich stellte mir vor, wie es sein würde – einmal so rum, einmal so rum. Ich stellte mir vor, was meine Eltern, meine Freunde, meine Lehrer denken und sagen würden. Wen ich in welchem Fall mehr, in welchem Fall weniger enttäuschen musste. Und vor allem fragte ich mich, wie sich wohl alle möglichen anderen Menschen, die ich kannte, in meiner Situation entscheiden würden.

Doch je angestrenzter ich nachdachte, desto unklarer wurden die Bilder. Wie mit einer Stange im Nebel stocherte ich in meinem zukünftigen Leben herum, ohne einen Anhaltspunkt zu finden. Endlich raffte ich mich auf; ich ließ alle Argumente beiseite und entschied mich. Einfach aus dem Bauch heraus. Gott sei Dank!

Jenseits des Zweifels

Ich weiß nicht, ob es Pfunde, Kilos oder Zentner waren, die von meinen Schultern fielen. Wahrscheinlich waren es Tonnen. Vor allem aber hatte ich endlich wieder einen klaren Blick auf meine Zukunft. Ich konnte mir die Dinge vorstellen, die mich erwarteten, und, was wichtiger war, ich konnte mich darauf vorbereiten, wie ich mit ihnen umgehen sollte. Selten war ich so erleichtert und befreit wie in dem beschämenden Augenblick, als ich unter dem Gejohle der Mitschüler meinem Klassenlehrer die Entscheidung mitteilte. Zugegeben, vielleicht lag es ja auch daran, dass ich mich für den Neuanfang entschieden hatte, sprich: gegen die viele Arbeit in den Sommerferien. Wichtiger aber war etwas anderes: Ich fühlte mich, kaum hatte ich die Worte heraus, wieder mit mir im Reinen; das Meer des Zweifels war durchschifft, ich folgte meinem

Autopiloten. Nach endlos langem Schlingern war ich wieder auf Kurs. Seitdem bin ich felsenfest davon überzeugt, dass man sich eigentlich immer richtig entscheidet – wenn man sich nur aus dem Bauch heraus entscheidet. Weil man dann genau das und nichts anderes tut als das, was dem eigenen Wesen entspricht. Einzige Ausnahmen: Man gehorcht der Stimme seines Herzens oder folgt schnurstracks seiner Nase. Denn ob Bauch, Herz oder Nase: alle drei Organe sind nur Umschreibungen ein und desselben Steuerungssystems: des Autopiloten X. Na bravo! Soll das etwa heißen, dass ich unfehlbar bin? Wie Marcel Reich-Ranicki?

»Hand aufs Herz!« – Übung 4

Im Leben eines jeden Menschen gibt es ein paar wunderbare Augenblicke, in denen er sich ganz und gar mit sich im Einklang fühlt. Bitte versuchen Sie einmal, ebendiese Augenblicke aus Ihrem Leben Revue passieren zu lassen. Nehmen Sie dazu ruhig alte Fotoalben oder besondere Erinnerungsstücke zur Hand, doch machen Sie diese kleine Gedankenreise für sich allein, ohne Mithilfe anderer Personen.

Wann hatten Sie das Gefühl, dass alles einfach richtig war? Dass es gar nicht besser sein konnte? In Ihrer Kindheit, in Ihrer Jugend, im Erwachsenenalter. In der Schule oder in der Ausbildung, im Beruf oder im Privatleben, beim Sport, in der Familie oder in der Partnerschaft – wann und wo immer Sie in Ihrem Leben glücklich waren. Bitte beschreiben Sie auf einem Blatt Papier drei bis fünf solcher Erlebnisse. Achten Sie darauf, dass die Beispiele aus möglichst verschiedenen Lebensphasen und Lebensbereichen stammen. Wie war das damals genau? Was war passiert? Wie war es dazu gekommen?